

Rezensionen und Referate.

Naturphilosophie.

Philosophia naturalis. Auctore J. de la Vaissière S. J. 2 vol.
16. XX, 344 et XX, 400 p. Paris, Beauchesne.

In sechs Büchern handelt de Vaissière, vom Allgemeinen zum Besonderen bzw. vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortschreitend, von den anorganischen Körpern, von dem vegetativen, sinnlichen und geistigen Leben, von dem Menschen und dem Universum.

Die Körperlehre de la Vaissières ist im wesentlichen thomistisch. Doch unterlässt er es nicht, zu neueren Theorien Stellung zu nehmen. Gegen Cantors Mengenlehre verhält er sich ablehnend, obschon er einräumt, dass die möglichen Wesenheiten eine aktuell unendliche Menge bilden. Wenn er sich dabei auf H. Poincaré beruft, so ist zu bemerken, dass Poincarés Kampf gegen die Cantorsche Auffassung auf psychologischen Vorurteilen beruht, die de la Vaissière gewiss nicht teilt.

Bei der Behandlung der Notwendigkeit der geometrischen Sätze bemüht sich der Vf., das berühmte Postulat zu beweisen, das die euklidische Geometrie von der nichteuklidischen trennt. Der Versuch musste misslingen und läuft in der Tat auf eine *petitio principii* hinaus.

Bezüglich der sekundären Qualitäten lesen wir, dass jene Eigenschaften, die das erkennende Subjekt spontan als objektiv ansieht, auch tatsächlich objektiv existieren. Doch scheint sich der Vf. der Ansicht zuzuneigen, dass die Farbe nicht dem ponderablen Körper, sondern dem Aether inhäriere.

Mit grosser Entschiedenheit hält de la Vaissière an der hylomorphistischen Naturauffassung fest. Die nicht geringe Schwierigkeit, zu erklären, wie bei der Zerlegung einer chemischen Verbindung die Formen der Komponenten wieder zum Vorschein kommen können, sucht er mit de Nys dadurch zu überwinden, dass er die Eigenschaften der Elemente in abgeschwächtem Grade in der Verbindung weiter existieren lässt und einer jeden Gruppe von Eigenschaften, die ein bestimmtes Element repräsentieren, eine bestimmte Stelle in der Masse des Kompositums anweist.

Eine Fülle von Stoff hat der Vf. in den Anmerkungen untergebracht. So kommen im 1. Bande auf 205 Seiten Text 138 Seiten Anmerkungen.

Diese führen das im Texte Besprochene näher aus, behandeln Fragen von geringerer Wichtigkeit und bringen zahlreiche Zitate von angesehenen Philosophen der Vergangenheit und Gegenwart.

Fulda.

Dr. E. Hartmann.

Psychologie.

Psychologie. Von August Messer. 8^o. XII und 395 S. 13. Band des von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt herausgegebenen Sammelwerkes „Das Weltbild der Gegenwart“. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Subskriptionspreis des in Leinen gebundenen Bandes *M* 6.—, Einzelpreis *M* 7,50.

Mit einem sehr wichtigen Teile des „Weltbildes der Gegenwart“ hat sich das neue Lamprecht-Helmoltsche Sammelwerk eingeführt, und man darf diese Einführung als ein recht günstiges Vorzeichen für das Komende begrüßen.

August Messer bietet in der vorliegenden Psychologie kein eigentliches Lehr- oder Handbuch für Psychologen, sondern einen umfassenden Ueberblick über die moderne psychologische Arbeit für Gebildete überhaupt. Gemäss dieser Abzweckung tritt auch der rein lehrhafte Charakter zurück und macht einer freien, ungezwungenen Darstellung Platz, deren stilistische Gewandtheit anzieht.

Das Ganze beruht auf sorgfältiger wissenschaftlicher Arbeit; nicht bloss die Wiedergabe moderner Forschungsergebnisse befriedigt durch Reichhaltigkeit und Objektivität, sondern auch die selbständige Durchdringung des Stoffes kommt gebührend zur Geltung. In letzter Hinsicht überragt Messers Buch ähnliche Arbeiten anderer Autoren um ein gutes Stück; es sei etwa nur an W. J. Ruttmanns „Hauptergebnisse der modernen Psychologie“ (Leipzig 1914) erinnert.

In der Durchführung sieht Messer vor allem darauf, die psychischen Erscheinungen möglichst genau zu beschreiben; wir halten das für den grössten Vorzug seines ganzen Buches und schätzen es umso mehr, als in den Lehrbüchern der Psychologie gerade dieser elementäre Punkt aller psychologischen Empirie nicht immer genügend berücksichtigt wird. Dass die Erklärung der seelischen Erscheinungen von der Beschreibung nicht unterdrückt wird, soll eigens hervorgehoben sein.

Im einzelnen bemerken wir folgendes: Erfreulich ist die Betonung der Möglichkeit einer „auf die Erfahrungswissenschaften sich aufbauenden Metaphysik“, die durch Kants Kritik nicht berührt werde (4). — Die Seelenvermögen werden mit den für die moderne Psychologie unentbehrlichen Dispositionen identifiziert (12). — Zu leicht setzt sich Messer über die Frage des Determinismus weg; auf die „kausale

Determiniertheit des psychischen Geschehens“ kann nach seiner Meinung die Psychologie als erklärende Wissenschaft nicht verzichten (42). Auch die spätere Behandlung des Freiheitsbewusstseins (322 ff. und 380) genügt nicht. — Wohltuend berührt die Stellung zum experimentellen Verfahren: „Man kann . . . nur davor warnen, auf die Verwendung des experimentellen Verfahrens allzu kühne Hoffnungen für die Psychologie aufzubauen und zu erwarten, dass es uns in wesentlichen Punkten ganz neue Aufschlüsse über das Seelenleben vermitteln werde“ (62). — Bei Behandlung der Raumanschauung scheinen die gerade dem Nichtfachmann noch immer sehr geläufigen Theorien des Nativismus und Empirismus etwas zu kurz abgefertigt zu sein (155); auch die geometrisch-optischen Täuschungen hätten mit Rücksicht auf den weiten Kreis der Leser mehr Aufmerksamkeit verdient (168), jedenfalls mehr als die sehr schwierige Frage, ob man „Bewegungen als solche ohne den bewegten Körper“ sehen könne (168). — Die Kritik an Humes Ansicht über die Kausalitätswahrnehmung ist sehr treffend (186 ff.). Interessant ist das Kapitel über Vorstellung und Begriff (171 ff.); nur dürfte die Abgrenzung der Begriffe von den (schematischen) Vorstellungen klarer sein (vgl. 196). — Nicht voll befriedigt die Abhandlung über die Aufmerksamkeit (254 ff.). Die Aufmerksamkeit ist sicher eine Bedingung des Gegenstandsbewusstseins; wir halten es aber nicht für zutreffend, zu sagen: „Mögen die Gegenstände auch sein, welche sie wollen, physische oder psychische, reale, ideale oder phänomenale, stets sind sie Objekt für uns nur insofern, als wir die Aufmerksamkeit auf sie richten“ (255). — Der metaphysische Teil der Psychologie ist etwas dürftig ausgefallen; doch ist anzuerkennen, dass Messer wenigstens die Hauptfragen berührt und als ernste wissenschaftliche Probleme hinstellt. Mit Geysers Definition der Seele scheint er einverstanden zu sein (366). — Recht merkwürdig finden wir den Satz bezüglich der Unsterblichkeit der Seele: „Ob die Seele den Tod des Leibes überdauere, kann höchstens auf empirischem Wege entschieden werden“ (366); sollte wirklich vom Spiritismus der Beweis dafür zu erwarten sein? — Die Erörterung über die psychophysische Wechselwirkung und den psychophysischen Parallelismus (367 ff.) hebt zwar das Allerwichtigste hervor, ist aber in der Entscheidung gar zu zaghaft.

Eichstätt i. B.

Professor Dr. G. Wunderle.

Die Hypothese des Unbewussten. Von W. Windelband. Festrede. Heidelberg 1914, Winter.

Das seit einiger Zeit so lebhaft verhandelte und vielfach als Unterbewusstsein missbrauchte Unbewusste findet in der am 24. April 1914 in der Gesamtsitzung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften verlesenen

Rede eine besonnene Beurteilung. Schon der Titel des Schriftchens: „Die Hypothese des Unbewussten“ weist auf das Problematische der mit so grossem Lärm verkündeten neuen Entdeckung hin. Freilich ist die Entdeckung nicht so ganz neu. Windelband zeigt, wie viele Fäden auf das zum System erhobene Unbewusste Ed. v. Hartmanns hinführen.

Zunächst macht er eine notwendige methodologische Bemerkung: er erklärt, warum die Annahme eines Unbewussten nur eine Hypothese genannt werden kann. Das Unbewusste, so behauptet er, ist niemals eine Tatsache der Erfahrung; wäre es dies, so wäre es ja bewusst. „Es bedeutet immer die Annahme eines Tatsächlichen, das wir nicht selbst erfahren, also eine Hypothese, und zwar eine solche, die nicht in dem eigensten Sinne verifizierbar ist. Denn wäre es hinterher erfahrbar, so wäre es wiederum nicht mehr das Unbewusste. Das Motiv aber der Hypothese besteht in dem Bedürfnis der Erklärung der Bewusstseinszustände, die wir erfahren; wir greifen zu dieser Erklärungsweise, wo wir in dem Umkreise des Bewusstseins selbst die Erklärung von dessen Erlebnissen nicht finden können“.

Hierin scheint der Vf. den Begriff der Hypothese zu weit auszudehnen, und die Erfahrbarkeit des Unbewussten zu stark zu betonen. Wenn eine Tatsache nur durch eine bestimmte Annahme erklärt werden kann, so ist diese Annahme gesichert, keine Hypothese mehr, wenn sie auch nicht experimentell bestätigt werden kann. Vf. zeigt nun doch auch, dass ohne die Annahme von unbewussten Vorstellungen die Erinnerung nicht erklärt werden kann. Also folgt mit logischer Notwendigkeit, dass es unbewusste Vorstellungen gibt, und ist folglich diese Annahme keine blosser Hypothese.

Es trifft aber auch nicht zu, dass Unbewusstes nicht Gegenstand der Erfahrung sein könne. Der Beweis des Vf.s tut nur dar, dass das Unbewusste, so lange und insofern es unbewusst ist, nicht bewusst sein kann. Das wäre allerdings eine *contradictio in terminis*. Aber ich bin mir unter Umständen klar bewusst, dass ich bei einer seelischen Tätigkeit kein Bewusstsein davon gehabt habe. Wenn ich beim Gehen meine Schritte lenke, das Aufheben der Beine und Fortsetzen besorge und dabei in ganz anderen Gedanken vertieft bin, habe ich nicht das geringste Bewusstsein von diesen Tätigkeiten, die doch nur von Antrieben der Seele ausgehen können. Das Gedächtnis kann mich hierin nicht täuschen: es geht ja auf das unmittelbar Vorausgehende; ich sehe ja auch klar ein, dass die Gedanken so sehr mein Bewusstsein in Anspruch nehmen, dass ich an etwas gar nicht denken, etwas anderes gar nicht bewusst wollen konnte. Beim Klavierspiel habe ich absolut kein Bewusstsein von der Bewegung und Richtung der Finger, selbst kein Bewusstsein vom Sehen der Noten, wenn die Musik mich ganz in Anspruch nimmt. So kann man unzählige Seelentätigkeiten erleben, von denen man im Augenblicke ihrer Existenz nicht das geringste Bewusstsein hatte.

Aus dem hypothetischen Charakter des Unbewussten schliesst nun Windelband, dass wir sein Wesen gar nicht erkennen können.

„Ist aber so das Unbewusste der Inhalt einer nicht verifizierbaren Hypothese, so bleibt es uns auch seinem Wesen nach unbekannt und un-
auslegbar. Wir können es nur andeuten durch Analogiebezeichnungen zu
den bewussten Zuständen, die wir damit auf irgend eine Weise in er-
klärenden Zusammenhang bringen wollen. Was ein unbewusstes Gefühl,
was ein unbewusster Trieb, was eine unbewusste Vorstellung ihrem eigen-
sten Wesen nach sind, kann niemand aussagen. Wir können immer nur
andeuten, dass wir damit etwas meinen, was, wenn es ins Bewusstsein
träte, eine Vorstellung, ein Trieb, ein Gefühl sein würde, was aber dies
doch eben in Wirklichkeit nicht ist“.

Dagegen ist doch zu bemerken, dass wir allerdings über die hypo-
thetische Annahme zur Erklärung einer Tatsache etwas aussagen können.
So ist uns das Wesen des Aethers, den man für die Licht- und Elektrizitäts-
erscheinungen postuliert, nicht ganz unbekannt. Sein Wesen muss eine
solche Beschaffenheit haben, dass die fraglichen Erscheinungen naturgemäss
sich daraus ergeben. Und wenn viele verschiedene solcher Erscheinungen
bekannt sind, lässt sich das hypothetische Agens ziemlich genau be-
stimmen, entsprechend nämlich den zu erklärenden Wirkungen und Er-
scheinungen.

Auch die nähere Bestimmung unserer Auffassung vom Wesen des Un-
bewussten kann nicht ohne Einschränkung zugegeben werden. Was frei-
lich die in dem Gedächtnisse aufbewahrten unbewussten Vorstellungen
betrifft, kann man sagen, sie seien analog den wirklichen zu denken; aber
doch nur in dem Sinne, wie die Ursache mit der Wirkung und diese mit
der Ursache einige Aehnlichkeit haben muss. Sie bestehen in einer Dis-
position der Seele, die von der wirklichen Vorstellung erzeugt ist, und
diese wieder erzeugt bzw. miterzeugt. Unrichtig ist aber, dass die un-
bewusste Vorstellung so sein müsste, wie sie wäre, wenn sie ins Bewusstsein
träte. Eher trifft dies zu in den von uns oben angeführten Beispielen; die
unbewussten oder besser gesprochen die unbemerkten Fussbewegungen
beim Gehen und Fingerbewegungen beim Klavierspielen sind gerade so be-
schaffen wie die ins Bewusstsein tretenden; sie sind ihnen nicht ähnlich,
nach Analogie zu denken, sondern es sind dieselben wie die bewussten,
und deshalb ist der Zusatz: dass sie in Wirklichkeit keine Seelentätigkeiten,
z. B. keine Vorstellungen, keine seelische Bewegungen seien, unrichtig.

Eine wichtige Einschränkung des Unbewussten liegt in der Möglich-
keit, gar manches Derartige physiologisch zu erklären.

„Zweitens ist hervorzuheben, dass der Rückgriff auf das Unbewusste
in der Psychologie nur dann erlaubt ist, wenn die Annahme physischer
Zustände und Verhältnisse zur Erklärung der betreffenden Erscheinungen
nicht ausreicht. Das ist eine sehr wesentliche und bedeutsame Restriktion,
welche der profusen und leichtfertigen Anwendung der Hypothese einen
Riegel vorschiebt“.

Das ist gewiss sehr richtig; gar manches, was früher als unbewusste Seelentätigkeit, z. B. als unbewusster Schluss, aufgefasst wurde, lässt sich anatomisch und physiologisch erklären; so die Beurteilung der Entfernung und Grösse der geseheneu Gegenstände. Nun könnte man allerdings meinen, bei den unbewussten Bewegungen der Beine und Finger mit einer physiologischen Erklärung auskommen zu können. Aber es ist doch klar, dass die Muskel- und Nervenkraft nicht hinreicht, um diese Bewegungen zu vollziehen. Wir weichen in der Zerstreung, in vollkommener Versenkung in die Betrachtung der Landschaft, einem Hindernis aus, wir richten die Bewegungen der Finger nach der Vorschrift der gelesenen Noten ein usw.

Vf. selbst weist triftig nach, dass das Gedächtnis nicht durch Spuren im Gehirn erklärt werden kann.

„Die tatsächliche Reproduktion des Gedächtnisschatzes vollzieht sich bekanntlich nach allen möglichen Arten der Assoziation, und diese bestehen nicht nur in räumlichen und zeitlichen Berührungen, sondern in allen Formen sachlicher und sinnvoller Zusammengehörigkeit. Und in diesen letzteren Formen ist die Reproduktion niemals aus den physischen Spuren zu erklären, für die es kein anderes Prinzip der Anordnung und des Zusammenhangs geben kann, als das räumliche Verhältnis der Lokalisation im Gehirn. Die raumlosen Beziehungen, worin der überwiegende Teil des Zusammenhangs zwischen den mit einander beharrenden und reproduzierbaren Momenten des Seelenlebens besteht, verlangen eine andere Art ihrer Wirklichkeit zwischen den verschiedenen Momenten ihrer Bewusstwerdung, und diese kann dann keine andere sein als die der unbewussten seelischen Existenz“.

„Noch entscheidender endlich sind diejenigen Tatsachen, in denen das Unbewusste nicht mehr ruhend und passiv, sondern bewegt und aktiv sich geltend macht. Wir kennen diese Aktivität des Unbewussten aus solchen Fällen, wo etwa eine Sorge, die wir durch unsere bewusste Tätigkeit los zu werden, aus unserem unmittelbaren Bewusstsein mit Erfolg zu verdrängen suchen, doch immer wieder an die Pforte des Bewusstseins pocht und sich nicht abweisen lässt . . ., oder aus der hartnäckigen Wiederkehr von Wünschen und Absichten, die wir überwinden wollen . . . Vor allem zeigt aber auch unser Vorstellungsleben in allen seinen schöpferischen Tätigkeiten diese stetige Mitwirkung des aktiv Unbewussten. Wer redet oder schreibt, der hat im Bewusstsein den dominierenden Inhalt dessen, was ihm zu erzeugen vorschwebt, aber alles Besondere, dessen er dazu bedarf, muss ihm, von der bewussten Absicht geleitet, dann doch aus dem unbewussten Bestande seiner Vorstellungsinhalte zufließen . . . Dieses Ineinander bewusster und unbewusster Funktionen ist nun aber nur dadurch möglich, dass das, was wir unser Gedächtnis nennen, nicht ein bloss zusammengekehrter Haufen von einzelnen beharrenden Momenten ist, sondern viel-

mehr ein System: und dieses System ist aus der bloss räumlichen Anlage der Spuren im Gehirn wiederum niemals zu begreifen“.

Sehr richtig folgert der Redner aus diesen Tatsachen:

„Wenn wir genau zusehen, was damit bewiesen ist, so finden wir immer ein Unbewusstes als ein Nichtmehr-bewusstes . . . Dies Unbewusste ist also nichts Fremdes, das mit dämonischer Unbegreiflichkeit an uns haftete, sondern stets ein eigenes, das in uns selbst weiterlebt. Befremdend ist uns nur unter Umständen die Intensität und Bedeutsamkeit dieses Weiterlebens“.

Diesem Ergebnis müssen wir durchaus zustimmen; es zerstört die erstaunlichen Leistungen des Unterbewusstseins, aus dem sogar die religiösen Vorstellungen hervordringen sollen.

Doch die letzte Erklärung, die der Vf. vom Unbewussten gibt, kann nicht befriedigen. Das Verhältnis des Bewussten zum Unbewussten, das soziale Leben, namentlich die Sprache soll der Herd des Unbewussten sein. Nur eine substanziale Seele kann die unbewussten Seelenzustände und Tätigkeiten erklären. Ganz unzutreffend ist, was der Redner gegen den neuen Dualismus vorbringt.

„Die uralte animistische Vorstellung von der Seele, die wir bei allen Völkern finden, bedeutete die Zusammenfassung einer Lebenskraft und eines Trägers der Bewusstseinsfunktionen. Der gespenstige Doppelgänger des Leibes . . . Diese Verknüpfung der beiden Momente des Seelenbegriffes, die wir z. B. noch bei Platon in ganz naiver Weise sich darstellen sehen, ist nun aber mit der genaueren Erforschung und begrifflichen Klärung mehr und mehr auseinandergegangen . . . Wer aber diese dualistische Vorstellungsweise, die uns allen tief im Blute steckt, mit voller Konsequenz aufrecht erhält, der darf die Hypothese des Unbewussten nicht mitmachen“.

Das gerade Gegenteil ist wahr, wer die substanziale Seele leugnet, kann nur wirkliche Vorstellungen zugeben, potentielle, als Dispositionen verharrende kann es nicht geben; denn wessen Dispositionen wären es dann? Natürlich des Leibes, des Gehirns. Das hat dann auch Fr. Jodl ausdrücklich behauptet; die unbewussten Zustände sind Leibeszustände. Wenn nun der Redner diesen Philosophen „neben Theodor Lipps den schärfsten Denker unter unsern Psychologen“ nennt, so hat dieses Urteil ebenso viel Wert als das andere, das dem grossen Plato naiven Animismus zuschreibt. Freilich in der fanatischen Bekämpfung der theistischen Weltanschauung übertrifft Jodl alle Philosophen, nur Lipps nicht. Was werden die Verehrer Wundts zu jenem Urteil sagen? Nun, Windelband erklärt ja, dass er in der heutigen Psychologie Laie sei, doch die dualistische, also animistische Vorstellung „steckt auch ihm tief im Blute“; offenbar sucht er sie loszuwerden, ohne recht damit Erfolg zu haben. Gewiss, wer nicht durch das monistische Dogma sich den klaren Blick verdunkelt hat, kann

nicht umhin, die so verschiedenen psychischen und physischen Erscheinungen auch zwei verschiedenen Prinzipien zuzuschreiben.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

Aesthetik.

Studi sull' Estetica. Di Romualdo Bizzarri. Firenze 1914, Libreria editrice Fiorentina. VIII, 400 p. L. 4,50.

In der Einleitung kennzeichnet der Verfasser in kurzen Strichen den gegenwärtigen Stand der modernen Philosophie (von Descartes über Berkeley, Hume, Kant, Hegel, Spencer, Lipps, Fouillée zu Croce und Bergson), der er vor allem zum Vorwurf macht, dass sie in der Deutung der Wirklichkeit, besonders auch nach der ästhetischen Seite, vollständig auf Irrwegen sich befindet. In den ersten vier Kapiteln entwickelt er sodann das Wesen der Erkenntnisfähigkeiten (und auch der Strebevermögen) in Hinsicht auf die Wirklichkeit und auf die Aesthetik, und führt die Psychophysik und die Psychologie auf ihren rechten Wert zurück gegenüber der herabdrückenden Kritik des Idealismus und den Uebertreibungen des Positivismus. Das 5. bis 9. Kapitel handelt vom Schönen im allgemeinen, wobei sowohl der Subjektivismus mancher Modernen als auch die allzu objektivistischen Auffassungen Merciers abgelehnt werden, ferner von den Abstufungen des Schönen, wobei er sich mit Croce, Lipps und der Theorie der Einfühlung auseinandersetzt, sodann vom Schönen im Menschen, wo wiederum Croce, die Idealisten (Spaventa) die Theorie der Einfühlung, Mercier, aber auch De Sanctis, Conti, Taine und Fornari ihm entgegentreten, dann vom Affekt und seiner Notwendigkeit in der Kunst, wo er neben der Bekämpfung der genannten Philosophen auch auf die mangelhaften diesbezüglichen scholastischen Aufstellungen hinweist und sich mit den „Aequilibristen“ und Impressionisten beschäftigt, schliesslich vom Talent, Genie, vom Wohlgefallen, Geschmack und ästhetischen Urteil, wo er sowohl den Uebertreibungen Lombroso's, als ob das Genie Degeneration und Unbewusstheit sei, als auch den Abschwächungen von Morselli und Nordeau, nach denen das Genie eine normale Variation ist, wie auch einer ähnlichen Theorie von Sergi entgegentritt, ebenso den Theorien von Porrena und Marshall, Vernon Lee und anderen über das ästhetische Wohlgefallen, und die Subjektivität und Objektivität des ästhetischen Geschmackes im Anschluss an La Brugère herausstellt und gegen Croce die wahre Natur des ästhetischen, absoluten und relativen Urteils beschreibt und so einer Wertung der Kunst die Wege bahnt.

Das 10. und 11. Kapitel vertieft sich in das verschlungene Wesen der Kunst unter besonderer Widerlegung des Intuitionismus von Croce und des materialistischen Positivismus: im Kapitel von der Kunst und ihrer Natur werden Croce, Hegel, Baumgarten, Fechner, Darwin, Haeckel, Montegazza, Lombroso, Conti, Taine usw., aber auch Mercier einer Kritik unterzogen,

im Kapitel von der „Exteriorisation“ der Kunst wird die Einfühlungstheorie abgewiesen, eine neue Theorie der Nachahmung aufgestellt und der Exemplarismus Winckelmanns sowie die Theorie von Conti, Mercier und Taine besprochen.

Das 12. Kapitel untersucht die Beziehungen zwischen der Kunst und den Wissenschaften: Kunst und Religion (Widerlegung der diesbezüglichen Behauptungen von Croce, Piazzzi, Wundt und den Evolutionisten), Kunst und Geschichte (Widerlegung der Theorie Croces, Würdigung des Geschichtsbegriffes von Augustinus und Vico), Kunst und Philosophie, Kunst und Moral.

In den Kapiteln 13, 14 und 15 studiert der Verfasser das Wesen und die Unterschiede der Künste, im allgemeinen und im besonderen, wobei er ein eigenes Kapitel (das 15.) den sekundären Künsten widmet, um dann im 16. Kapitel ausschliesslich von der Poesie und ihren Einteilungen zu sprechen, wobei die bedeutendsten Dichter der Weltliteratur berührt und die Beziehungen der Poesie zur Architektur, Skulptur, Malerei, Musik u. s. f. aufgedeckt werden, und hierbei eine neue Theorie über die Sprache gegen die Auffassung von Croce und Trabalza vorgelegt wird.

Im 17. Kapitel bespricht der Verfasser die Rhetorik unter Abweisung der Auffassungen von Blair, Montanari, Croce, Picci usw., erklärt den Ursprung und das psychologische Fundament der Rhetorik, gibt im 18. Kapitel eine neue Deutung der rhetorischen Figuren und Fragen und erläutert im 19. Kapitel den Unterschied zwischen den Erzeugnissen in Vers und Prosa und untersucht die Frage, ob die wissenschaftlichen und geschichtlichen Stoffe zur Höhe der Kunst emporgehoben werden können.

Das (20.) Schlusskapitel entwickelt den gemeinen Begriff der Kunstkritik, vor allem gegen Croce und Taine.

Der Verfasser hat es vorzüglich verstanden, auf dem Boden der christlichen Philosophie, unter Ausscheidung des Irrigen und Verwertung des Brauchbaren in der diesbezüglichen Literatur, ein System der Aesthetik aufzubauen, das grosse Beachtung verdient, wengleich die Darstellung und Kritik der gegnerischen Aufstellungen bei der Fülle des Stoffes und der Enge des zur Verfügung stehenden Raumes nicht immer gerade gründlich und genau genannt werden kann.

Fulda.

Dr. Chr. Schreiber.

Geschichte der Philosophie.

Friedrich Ueberwegs Grundriss der Geschichte der Philosophie. 3. Teil: Die Neuzeit bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Elfte, mit einem Philosophen- und Literatoren-Register versehene Auflage. Vollständig neu bearbeitet und herausgegeben von Dr. M. Frischeisen-Köhler. gr. 8°. IX, 440, 144* S.

Der dritte Teil des Ueberwegschen Werkes ist von Frischeisen-Köhler vollständig neu bearbeitet worden. Es sind nicht nur die

kritischen Betrachtungen, mit denen Ueberweg seine Darstellung begleitete, weggelassen, sondern es ist auch, wie der Herausgeber in der Vorrede betont, der gesamte Text des Grossgedruckten, der eine allgemeine Würdigung der philosophischen Richtungen gibt und fast die Hälfte von dem Texte des Kleingedruckten, der eine Wiedergabe der Lehre im engen Anschluss an die Handschriften der Philosophen darbietet, neu geschrieben worden. So durchgreifend ist die Umgestaltung, dass selbst die alte Disposition des Werkes preisgegeben worden ist zu gunsten einer Anordnung des Stoffes, die die Entwicklung des philosophischen Denkens im Zusammenhang mit der allgemeinen Geisteskultur begreifen will.

Selbstverständlich ist das Literatoren-Register bis zur Gegenwart weitergeführt. Im Interesse der Vollständigkeit desselben wäre es zu begrüssen, wenn sich der Wunsch des Herausgebers erfüllen würde, dass ihm die Herren Verfasser von Programmen, Dissertationen, Zeitschriftenabhandlungen und sonst schwer zu erreichender Literatur Abzüge ihrer Arbeiten übersenden möchten.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.

Zeit und Ewigkeit nach Thomas von Aquino. Von F. Beemelmans. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters, herausgegeben von Cl. Baeumker in Verbindung mit G. Graf v. Hertling, M. Baumgartner und M. Grabmann. XVII, 1.) Münster i. W. 1914. 64 S. gr. 8. *M* 2,25.

War erst 1913 in Bd. XIII Heft 4 der Baeumkerschen Beiträge die wertvolle Arbeit von H. Leisegang, Die Begriffe der Zeit und Ewigkeit im späteren Platonismus erschienen, so ist schon ein Jahr darauf durch die nimmermüde Hand des verdienstvollen Herausgebers die jener thematisch ähnliche Arbeit Beemelmans' gegangen und, nach staunenswertem Anwachsen der genannten Beiträge, in Bd. XVII Heft 1 derselben erschienen.

Beemelmans entwirft mit reichem Wissen und selbständigem Urteil ein klares und anschauliches Bild der Lehre von „Zeit und Ewigkeit nach Thomas von Aquino“. Der Zweck der Arbeit ist eine historische Darstellung dieser Lehre bei Thomas. Die Arbeit legt das Hauptgewicht auf das Verhältnis der thomistischen Lehre zu der des Aristoteles; doch berücksichtigt sie auch andere historische Beziehungen und zieht Parallelen zu Averroes, Albertus Magnus und Bonaventura. Dass Thomas als der grosse Systematiker auch in dieser Frage aus den Ueberlieferungen schöpft, zeigt sich schon darin, dass die wichtigsten Stellen zu dieser Lehre in Kommentaren zu finden sind. Eine besondere Abhandlung über Zeit und Ewigkeit hat Thomas nicht geschrieben. Die Opuskeln „de tempore“ und „de instantibus“ haben sich als unecht erwiesen. Deshalb kommt als Quellenmaterial nur in Betracht der Kommentar zu den Sentenzen und der zu

Aristoteles, im besonderen die Darstellung der acht Bücher der Physik; die Summen dagegen bieten in der Regel nur dasselbe in knapperer Form (1). Auf Aristoteles gründet sich die Theorie der Zeit bei Thomas. Nur wo dieser den Aristoteles kommentiert, betrachtet er die Zeit für sich, sonst immer im Zusammenhang mit theologischen Fragen. Thomas will das Wesen der Zeit erkennen, nur um sich einen Begriff von der Ewigkeit zu machen. Aus den schwungvollen fließenden Darstellungen bei Boëthius und Augustinus greift er einzelne Sätze über die Ewigkeit heraus und untersucht sie Wort für Wort.

Den Kern der Beemelmansschen Arbeit bildet die Theorie der Zeit. Sie ist für Thomas der Schlüssel zum Verständnis der Ewigkeit. Doch berücksichtigt der Vf. auch einlässlich die thomistische Lehre von der Ewigkeit, um die charakteristischen Tendenzen des Aquinaten zum Ausdruck zu bringen und um der Zeit ihren letzten Abschluss zu geben. Zunächst gibt der Vf. einen kurzen historischen Ueberblick, der von Plato und Aristoteles und seiner Schule über Plotin und den Neuplatonismus bis Augustin führt. Von da geht Beemelmans zur Behandlung des eigentlichen Themas über, das er in zwei Teile zerlegt, deren erster der Untersuchung über die Zeit und zwar die Zeit der Körperwelt und die der reinen Geister gewidmet ist, während der zweite Teil die Lehre von der Ewigkeit enthält und zwar die Ewigkeit Gottes und der Geschöpfe (aevum) und das Verhältnis von Ewigkeit und aevum zur Zeit. In der Lehre von der Zeit behandelt Thomas nach der vom Vf. gegebenen Einteilung die Zeit und die Bewegung, den Augenblick und den Träger der Bewegung, den Augenblick und die Zeit, den Augenblick und die Bewegung, die Zeit und den Träger der Bewegung (13). Die Zeit ist in ihrem Wesen und damit auch in ihren Eigenschaften durch die Bewegung bedingt. Das zeigt sich in der Auffassung vom Wesen der Zeit, von ihrer objektiven Realität, ihrer Einheit, ihrer Sukzession, Kontinuität und Dauer. Alle genannten Punkte, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, werden vom Vf. mit grossem Geschick und Scharfsinn durchgeführt. Sehr eingehend und interessant sind die Ausführungen über das Verhältnis von Zeit und Bewegung, die Frage der objektiven Realität der Zeit und die Funktionen des „Jetzt“. — Anders geartet als die Zeit der Körperwelt ist die Zeit der reinen Geister, deren Tätigkeit nicht mehr von der Bewegung beeinflusst ist. Sie besitzt zwar wie jede Zeit als formales Element die Sukzession, während ihr das materiale Element, die Kontinuität, welche von der Bewegung herrührt, fehlen kann. Diese zweite Zeitart lehnen Albert und Bonaventura ab. — Mit Sorgfalt tritt Thomas an die Frage der Ewigkeit heran. Diese hat weder Anfang noch Ende und jegliche Sukzession fehlt ihr. Sie ist das Mass für die Unveränderlichkeit Gottes. Das aevum dagegen misst die unveränderliche Kreatur. Es unterscheidet sich von der Ewigkeit Gottes, weil es einen Anfang nimmt, hat aber mit ihr die Eigen-

schaft gemein, dass es „ganz auf einmal“ ist. Dadurch wieder unterscheidet es sich von der Zeit, deren Wesen im Nacheinander besteht. Die Untersuchung über das Verhältnis von Ewigkeit und aevum zur Zeit ergibt, dass es noch nicht genügen würde zu sagen: die Ewigkeit hat weder einen Anfang noch ein Ende, das aevum hat einen Anfang, aber kein Ende, die Zeit hat einen Anfang und ein Ende (51); denn die Zeit würde, auch wenn sie stets wäre, dadurch nicht zur Ewigkeit, weil zu dem Wesen der letzteren die absolute Unveränderlichkeit gehört.

Die fleissige und bedeutungsvolle, frisch und lebensvoll geschriebene Arbeit hat Anspruch auf unseren Dank. In einer ungemein klaren Uebersicht ordnet der Vf. den schwierigen Stoff, den er meisterhaft beherrscht, und gibt ihm die systematische Form, die ihm bei Thomas noch fehlt. Damit aber erhöht er zugleich die Bedeutung, welche dieser thomistischen Lehre ohnedies schon zukommt. Wenn ich einen Wunsch äussern darf, so wäre es, dass für einzelne Punkte die antiken Quellen noch ausführlicher herangezogen werden, die auch in der Arbeit von Leisegang nicht abschliessend behandelt sind. So finden sich für die Frage nach der Beziehung von Leben und Ewigkeit (vgl. 47 ff.) im hellenistischen Synkretismus, in den hermetischen Schriften und bei den Gnostikern mancherlei Anhaltspunkte. Es sei beispielsweise auf Apuleius, Asclepius (ed. Thomas) cap. 30 p. 68¹⁶ sqq. hingewiesen, eine Stelle, die sich fast wie eine Vorlage zu Boëthius ausnimmt.

München.

Privatdozent Dr. Matthias Meier.

Pädagogik.

Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts.

Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Berlin, 2. Jahrgang (1912); 3. Jahrgang (1913); 3. und 4. Beiheft (1913).

Der erste Jahrgang dieser Zeitschrift ist im Phil. Jahrbuch XXVI (1913) 110—113 angezeigt worden. An Reichhaltigkeit des Inhaltes stehen die beiden uns jetzt vorliegenden Jahrgänge dem ersten nicht nach.

In dem zweiten berichtet A. Schnitzlein über eine Rektoratsprüfung, die am 12. April 1683 vor dem Konsistorium in Rothenburg a. T. gehalten worden ist. M. Schermann handelt auf Grund der Deutschordensakten des K. Archivs in Ludwigsburg über das Studium der Philosophie in der Deutschordensstadt Mergentheim von 1754—1804. Neben dem seit 1701 daselbst bestehenden Gymnasium war 1754 ein zweijähriger Philosophiekursus eingerichtet worden. Dieser wurde bis 1784 von Mitgliedern des Dominikanerordens, dann von Weltgeistlichen (so von dem Kantianer Professor Rohr), seit 1799 wieder von Dominikanern

geleitet und 1804 aufgehoben. P. Krumbholz bietet aus den neuesten erst aufgefundenen Akten den Bericht des Oberkonsistorialrats Karl Friedrich Horn über die Reise, die er 1819 im Auftrage der weimarschen Regierung in Begleitung des Hofkantors Hergt zu Pestalozzi nach Iferten gemacht hat. W. Kabitz verfolgt in seiner Abhandlung „Die Bildungsgeschichte des jungen Leibniz“ den Zweck, das, was bisher über die Zeit seiner Leipziger Schul- und Universitätsjahre geschrieben worden ist, in nicht unerheblichem Masse zu berichtigen und zu ergänzen. E. Schott behandelt den Heilbronner Gymnasialrektor Johann Rudolph Schlegel (1729—1790) als Bekämpfer von Basedows „chimärischen“ Bestrebungen. In der Schrift „Freymüthige Anmerkungen über die Basedowsche Schulreformation“ (1770) anerkennt Schlegel des „philanthropischen“ Pädagogen feurigen Eifer und die heldenmütige Standhaftigkeit seines Geistes, erklärt aber, „dass ein Zustand der Schulen, wie ihn Basedow schildert, einige Nebenpunkte ausgenommen, ein Ideal sei, das nur in dem Verstande des Philosophen sich findet und dessen Realisierung weder in dem gegenwärtigen noch in dem nachfolgenden Jahrhundert zu erreichen ist“. J. Warncke beschreibt mittelalterliche Schulgeräte, die auf dem Grundstücke der alten Stadtschule zu Lübeck gefunden worden sind und jetzt im Museum daselbst aufbewahrt werden. R. Stölzle weist hin auf einen bis jetzt unbekanntem, dem Anfange des 18. Jahrhunderts angehörigen Arzt als Schulreformer, Johannes Koch aus Augsburg. Seine Schrift trägt den Titel: „J! J! Scholastica, oder unvorgreifliche Gedanken über die gemeinsten Gebrechen der lateinischen Schulen insgemein und derselben heilsame bestmögliche Abstellung“, von J. K. D. M. A. (von Stölzle eruiert als Joannes Koch, Doctor Medicinae, Augustanus). H. Koch teilt eine bisher unveröffentlichte vorreformatorische Schulordnung aus Jena mit aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Ausserdem sei genannt: G. Schumann, Samuel Heinickes Plan zur Errichtung eines Lehrerseminars; J. Herrmann, Friedrich Ast als Neuhumanist; K. Seitz, Zur Geschichte des erdkundlichen Unterrichts in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts; R. Herrmann, Johann Carl Gotthelf Rochlitzer, einer der Erfinder der Lautiermethode; O. Clemen, Stammbucheinträge von Schulmännern aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Aus dem dritten Jahrgang seien folgende Abhandlungen hervorgehoben:

J. Kvačala, der Herausgeber der „Analecta Comeniana“, berichtet über die autobiographischen Aufzeichnungen des A. Comenius, die dieser in seinen beiden letzten Lebensjahren geschrieben hat. W. Toischer bietet Untersuchungen zur Entstehungsgeschichte des „Orbis pictus“, worin er die allgemein verbreiteten Anschauungen über dieses Werk, den Anteil, den Comenius selbst daran hatte, und seine Stellung zu den Vorgängern und Zeitgenossen in wichtigen Punkten berichtet. F. Wie-

necke behandelt nach einem Rückblick auf das Schulwesen in der Kurmark vor der Reformation die Begründung der evangelischen Volksschule daselbst und ihre Entwicklung bis zum Tode König Friedrichs I. in der Zeit von 1540—1713. G. Lühr gibt interessante Beiträge zur inneren Geschichte der Schule des Jesuitenkollegs zu Rössel in dem ehemaligen Fürstbistum Ermland, über die Frequenz der Anstalt, über Heimat, Herkunft und die späteren Berufe der Schüler. Seine Untersuchungen stützen sich im wesentlichen auf das „Album Sodalitatis Parthenicae B. M. V. sine macula conceptae in collegio Resseliensi“. Er hebt die Verdienste hervor, die diese Anstalt von 1631—1780 für das südliche Ermland und die Nachbargebiete von Preussen und Polen sich erworben hat um die Heranbildung von zuverlässigen Welt- und Ordensgeistlichen sowie eines Lehrerstandes, „der wohl imstande war, mit dem Klerus zusammen den Elementarunterricht in Stadt und Land zu verbreiten und so die wichtigsten Kenntnisse auch in die entlegenen Dörfer zu tragen“. An weiteren Abhandlungen finden sich in diesem Jahrgange: A. Hasl, Austreib- und Kirschenkerne in den alten Schulverträgen und Schulordnungen; M. Schipke, Gesangunterricht an den Schulen von Basel 1775—1875; F. Kamradt, Die Nationalerziehung der Zukunft nach Fichtes Staatslehre aus dem Jahre 1813; R. Herrmann, Ein demokratischer Schülerverein aus dem Revolutionsjahre 1849; R. Windel, Ueber die emblematische Methode des Johannes Buno; P. Schwartz, Preussische Schulgeschichte in polnischer Beleuchtung.

Als 3. Beiheft ist ferner erschienen: Der Unterricht in den einstigen württembergischen Klosterschulen von 1556—1806 von Ephorus Dr. J. Eitle, eine Ergänzung zu dessen 1906 erschienenen Schrift über die Organisation der genannten Schulen in demselben Zeitraume.

Als 4. Beiheft hat die Gesellschaft einen historisch-pädagogischen Literatur-Bericht über das Jahr 1911 herausgegeben, der die gleichen Vorzüge aufweist, wie der vorausgehende über 1910, und 1794 Arbeiten verzeichnet¹⁾.

Fulda.

Dr. K. A. Leimbach.

Verschiedenes.

Annales de l'Institut supérieur de philosophie de l'Université de Louvain. Tome III, Année 1914. 4. 628 p. Paris 1914, Félix Alcan. Preis 10 Fr.

Der erste Band 1912 und der zweite Band 1913 dieser Jahresveröffentlichung des höheren Instituts für Philosophie an der Universität Löwen wurden im 4. Heft 1912 S. 511 ff. bzw. im 4. Heft 1913 S. 514 ff. des Philos. Jahrbuchs besprochen.

¹⁾ Es sei auch diesmal darauf hingewiesen, dass die Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte (Schriftleitung: Berlin NW 52, Spenerstrasse 8) die Zeitschrift samt dem über 20 Bogen starken Literaturbericht für den Jahresbeitrag von 5 \mathcal{M} ohne weiteres Entgelt erhalten.

Der vorliegende dritte Band enthält neun Einzelabhandlungen. An erster Stelle behandelt

1. M. Defourny, Professor an der Universität Löwen, Die Oekonomie und Sozialpolitik des Aristoteles (Aristote, Théorie économique et Politique sociale) S. 3—133.

Die Wirtschaftslehre des Aristoteles ist von jeher eine *crux interpretum* gewesen. Vor allem drei anscheinend unvereinbare Urteile finden sich in derselben: über den Wert und Unwert des Geldes, über die Erlaubtheit und Unerlaubtheit des Zinsnehmens, über die Berechtigung und Nichtberechtigung der Sklaverei. Unter anderen hat Oncken in seiner „Staatslehre des Aristoteles“ (Leipzig 1875, II 113 f.) auf diese Widersprüche aufmerksam gemacht, und die namhaftesten Philosophen, Soziologen und Nationalökonomien haben sich mit ihnen beschäftigt, so z. B. mit der Sklavereitheorie des Stagiriten Schiller, Wallon, Oncken, Zeller, Newman, Beloche und Gomperz. Durch die neueren und neuesten Arbeiten über die Staatshaushaltung der Athener, über Besitz und Erwerb im griechischen Altertum, über die Städtebildung und die Anfänge der Volkswirtschaft bei den Griechen, über Grundbesitz, Industrie, Handel, Geldwirtschaft im alten Griechenland, die sich an die Namen Barthélemy, Böckh, Fustel de Coulanges, Büchsenhüt, Schmoller, Bücher, Guiraud, Beloch, Francotte u. a. knüpfen, sind wir nach der Ansicht des Verf. der Lösung dieser Widersprüche ein gutes Stück näher gekommen, da wir jetzt in der Lage sind, die Staatslehre des Aristoteles in ihr eigentliches geschichtliches Milieu zu setzen, sie „aus dem jetzt besser bekannten Stand der griechischen Industrie vier Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung“ (6) heraus zu beurteilen. Dementsprechend verfolgt der Verf. das Ziel, die Oekonomie des Aristoteles zu untersuchen, „zunächst in sich selbst in ihrer logischen Struktur, um zu sehen, bis zu welchem Grade die behandelten Widersprüche zu Recht bestehen, sodann in ihrer Verketzung mit dem Milieu, um zu sehen, wie sie im Lichte des letzteren ihre Erklärung finden“ (6). Quellen für das Studium der Volkswirtschaftslehre des Aristoteles sind dem Verfasser vor allem das erste Buch der Politik, sodann die in den sieben letzten Büchern der Politik eingestreuten Bemerkungen, das fünfte Buch der Nikomachischen Ethik, welche die Gerechtigkeit und insbesondere die Gerechtigkeit bei den Tauschgeschäften zum Gegenstande hat, die Rhetorik, die einen Auszug von allem für einen Redner Wissenswerthem darstellt, die Republik der Athener, in der sich namentlich wertvolles Tatsachenmaterial findet, und, unter gewissen Einschränkungen, auch die pseudo-aristotelische Oekonomik. An der Hand dieser Quellen behandelt der Verf. in drei Kapiteln seinen Gegenstand.

Im ersten Kapitel (3—42) entwickelt er die Theorien des Aristoteles über den „ökonomischen“ und „chrematistischen“ Erwerb (ersterer hat zum Ziel, der Familie, die sich aus den Ehegatten, Kindern und Sklaven zusammensetzt, die unerlässlichen Existenzmittel zu verschaffen, letzterer bezieht die Vermehrung des Reichtums, insbesondere des Geldes), über die Produktion und die Zirkulation (Austausch) des Reichtums und über das Geld als leichtestes Austauschmittel des Reichtums, ferner über das (Privat- und Staats-) Monopol und die Sklaverei; den Beschluss dieses Kapitels bildet eine Darlegung des Begriffs der ökonomischen Wissenschaft bei Aristoteles.

Im zweiten Kapitel (43—87) führt der Verf. das in Frage stehende Tatsachenmaterial übersichtlich vor. Er bespricht die hellenische Zivilisation in ihren geschichtlichen Anfängen, die Entstehung des Staates, die Zerreissung der Familiengemeinschaften und die daraus sich entwickelnde Bildung des freien Arbeiterstandes und der Stadtwirtschaft, der Industrie, des Handwerks und des Handels: Aus diesen geschichtlichen Darlegungen gewinnt der Verfasser das erwünschte Licht zum Verständnis der im ersten Kapitel wiedergegebenen volkswirtschaftlichen Theorie des Aristoteles sowie zur Erklärung der wirtschaftlichen Krisis in Griechenland im 4. Jahrhundert v. Chr.,

Das dritte Kapitel (88—133) handelt von den Reformvorschlägen des Aristoteles, die sich erstrecken auf das Eigentum, auf das Monopol und auf das Bevölkerungsproblem. — Die Ausführungen Defournys bilden einen höchst beachtenswerten Beitrag zum Verständnis der Volkswirtschaftslehre des Aristoteles, „der bedeutsamsten, vielleicht der einzigen systematischen Volkswirtschaftslehre des Altertums“ (3).

2. A. Diès, Professor an der katholischen Fakultät Angers, behandelt den Begriff der Wissenschaft bei Platon (*L'idée de la science dans Platon*) (137—196). Der Verf. legt zuerst die platonische Definition der Wissenschaft im subjektiven Sinne dar. Nach Platon besteht die Wissenschaft nicht in der Sprache d. i. der Kenntnis der Worte, als der Zeichen der Begriffe und Stellvertreter der Dinge, auch nicht in den Sinneswahrnehmungen von den Dingen, sondern in dem vernünftigen inneren Urteil über die Sinneswahrnehmungen, das man *δέξα* nennt und dem die *διάνοια*, die innere vernünftige Erwägung und Abwägung, vorausgeht. Indes nicht jede *δέξα* ist Wissen, sondern nur die *ἀληθής δόξα*, und auch sie wird erst dann zum Wissen, wenn sie eine *ἀληθής δόξα μετὰ λόγον* ist d. h. ein auf Einsicht in die Gründe beruhendes wahres Urteil. Neben dieser in bezug auf das Subjekt gebildeten Begriffsbestimmung des Wissens kennt Platon eine Definition der Wissenschaft aus ihrem Objekt, aus der objektiven Wahrheit, aus dem Sein. Das Wissen, die *ἐπιστήμη*, hat zum Gegenstand das Sein, und zwar das reine, das volle Sein, die *δέξα* hat zum Gegenstand nicht das volle und reine Sein, aber auch nicht das volle Nicht-Sein; sie ist ferner dunkler als das Wissen, aber klarer als das Nichtwissen, und so steht sie zwischen Wissen und Nichtwissen in der Mitte. — Hierauf geht der Verf. zu den konstitutiven Prinzipien der Idee der Wissenschaft bei Platon über, als deren erste er anführt: Intelligibilität, Objektivität, die Determination, die Permanenz, die Distinktion des Seins, und als deren letztes ihm die Relation des Seins gilt. Im letzten Abschnitt spricht der Verf. vom Sein als letztem Prinzip und letzter Form der Objektivität.

In einem Schlusswort weist der Verf. hin auf die Fülle von Fragen und Problemen, welche seine Studie unbesprochen lassen musste.

3. L. Becker, Prof. an der Universität Löwen, will die von der Natur und den Tätigkeiten Gottes handelnde Stelle im ersten Teile der Theologischen Summe des hl. Thomas I q. 105 art. 5 näher untersuchen, also den Einfluss Gottes auf die Tätigkeiten der Geschöpfe (201—228) im Sinne des Aquinaten darlegen, und zwar unter Herbeiziehung auch der sonstigen vorzüglichsten Äußerungen des englischen Lehrers über diesen Gegenstand. Wir heben folgende Ergebnisse der Untersuchung heraus: „Gott, erste Ursache, bewirkt

durch eine permanente Tätigkeit, die unmittelbar die Substanz erreicht, dass der Mensch tätig sei; aber dass er nach einem Ziele eher streben will als nach einem anderen, das kommt von keiner höheren Ursache. Er ist frei, denn die beiden seine Wirkursächlichkeit determinierenden Elemente sind immateriell, der Tätigkeit der zweiten Ursachen unzugänglich“ (223 f.). Das betrifft aber nur die natürliche Ordnung, nicht die Gnadenordnung, in der besondere Prinzipien geltend sind. „In der natürlichen Ordnung . . . ist Gott im eigentlichen Sinne erste Ursache, aber nicht Hauptursache (cause principale). Die erste Ursache vervollständigt nicht die zweiten Ursachen auf dieselbe Art wie die Hauptursache, die Instrumentalursache bewegt, ihrer Potenz etwas hinzufügend, sie modifizierend. Sie erreicht dieselben unmittelbar in ihrer Substanz und bewirkt, dass sie aktuale Prinzipien dessen seien, was sie in der Potenz enthielten“ (227).

4. M. Grabmann, Professor an der Universität Wien, unterzieht die Kommentare des hl. Thomas von Aquin über die Werke des Aristoteles einer Untersuchung (231—281). Er gibt zunächst einen literarhistorischen Ueberblick über die Aristoteles-Kommentare des Aquinaten, führt dann in die Technik und Methode derselben ein, deckt darauf die Quellen auf, aus denen der hl. Thomas bei seinen Aristoteleskommentaren geschöpft hat, schält sodann die dem Kommentator Thomas eigentümlichen Gedanken heraus und schliesst mit einer Darlegung des Wertes und der Bedeutung der Aristoteleskommentare des englischen Lehrers.

5. V. Lebre, Lazaristenpater und Leiter der Missionen von Nord-Tschili, gibt seine Eindrücke über die chinesische Philosophie wieder (285—300). Einleitend wendet sich Lebre gegen die Auffassung, als ob die chinesische Philosophie ausser Konfuzius und Mong-tse keine Vertreter aufweise. Aus der chinesischen Philosophie greift der Verf. nur die Gottesidee heraus. Er zieht diesbezügliche Äusserungen chinesischer Philosophen bis zum Jahre 2215 v. Chr. heran. Gott existiert, er ist anbetungswürdig, persönlich und ewig, er ist Vorsehung und Gerechtigkeit, er ist das unendlich mächtige und gütige Wesen, das man anbeten, als höchsten Herrn anerkennen und als Gesetzgeber achten muss und dem man Opfer darbringt. Das ist die philosophische Auffassung der Chinesen über Gott. Dieser in den ältesten Texten niedergelegte, von jedem Pantheismus und Materialismus freie, so reine Gottesbegriff erhält sich in China Jahrhunderte lang. Lao-tse, den der Verf. dem 8. Jahrhundert v. Chr. zuweist, ist der erste, der neben der Beibehaltung überkommener richtiger Gottesauffassungen eine Menge falscher Ideen in die Gotteslehre trägt, wie der Verf. durch eine grosse Zahl von wörtlichen Belegen aus Lao-tse dartut (merkwürdig sind bei diesem Philosophen einige Anklänge an die Trinitätslehre und an den „Pessimismus“ des Ekklesiastes). Und nun bewegt sich die chinesische Gotteslehre in einer absteigenden Entwicklung bis zum Pantheismus, Aberglauben und praktischen Atheismus, was der Verf. wiederum durch Belege aus Konfuzius und seinen Schülern sowie aus Lao-tse und seinen Schülern bis in die neuere Zeit erhärtet.

6. J. Lottin, Professor an der Universität Löwen, hat sich einer moralphilosophischen Frage zugewandt, dem Problem der Zwecke in der Moral (302—476). Der Verfasser setzt sich mit jenen Vertretern einer autonomen ökonomischen bzw. soziologischen Moral auseinander, die in den französisch sprechenden Ländern augenblicklich eine grosse Rolle spielen, nämlich mit Dürkheim und seinen beiden (übrigens vom Meister oft abweichenden) Schülern Lévy-

Brühl und Bayet. Im ersten Kapitel lässt der Verf. die Anhänger der soziologischen Moral (aber auch eine Anzahl Gegner derselben) mit ihren Kritiken an der „philosophischen Moral“ zu Worte kommen, ausser Durkheim, Lévy-Brühl und Bayet noch Brochard, Delvolvé, Dauriac, Belot, Rauh. Er fasst diese gegnerischen Kritiken folgendermassen zusammen:

„Indem die Metaphysik zur Grundlage der Moral gemacht wurde, ist die philosophische Moral in den Fussstapfen einer theologischen Theorie zum Bastardbegriff einer normativen Wissenschaft gekommen. Dieser Begriff ist ein Nonsens. Eine wissenschaftliche Disziplin kann nicht zugleich Wissenschaft und Kunst, Theorie und Praxis sein. Indem sie die Praxis aus der Theorie deduzieren wollte, hat die philosophische Moral das Unmögliche versucht: aus einigen allgemeinen Axiomen kann man nur eine Logik der Aktion ableiten, keinesfalls die spezifischen und konkreten Vorschriften für das menschliche Verhalten. Der Versuch war ausserdem unnütz, denn die Moral existiert unabhängig von der Theorie . . . Die Moralsysteme sind die einfache vernünftige Formel der existierenden Praxis“ (324).

Im zweiten Kapitel entwickelt der Verf. das Problem der Zwecke in der soziologischen Moral, als deren Hauptvertreter er Durkheim und seine Schule ins Auge fasst. Er legt dar, wie sich die Oekonomisten und Soziologen überhaupt die Wissenschaft der Sitten denken, um dann die Systeme Durkheims, Lévy-Brühls und Bayets, in Hinsicht auf das Problem der Zwecke, im einzelnen und gesondert einer eingehenden und sehr gründlichen Analyse und Kritik zu unterziehen, die in eine Ablehnung besagter Systeme ausmündet.

Im dritten Kapitel legt der Verf. eine auf dem Boden der traditionellen sogenannten philosophischen Moral stehende Lösung des Problems der Zwecke vor, bei der er die Forderung der Soziologen, dass die Moral nicht theologisch, sondern rationell, autonom basiert und nicht deduktiv, sondern induktiv abgeleitet werden dürfe, besonders berücksichtigt, unter fortwährender Auseinandersetzung mit den Verteidigern der ökonomischen und soziologischen Moral.

7. R. Vallery-Radot verfolgt in einer kurzen Studie (481—499) die katholische Strömung in der zeitgenössischen Literatur. Nach Anführung ausgewählter Zitate meint der Verf., dass in der gegenwärtigen französischen Lyrik, Roman- und sonstigen poetischen Literatur ein bemerkenswerter Zug zum Christlichen und Katholischen hin sich offenbare.

8. A. Michotte und F. Franssen (ersterer ist Professor an der Universität Löwen, letzterer ist Assistenzarzt an der staatlichen Irrenanstalt zu Tournai) veröffentlichen die Ergebnisse ihrer experimentellen Untersuchungen zur Analyse über die Faktoren der Gedächtnistätigkeit (Memorisation) und über die Hemmung des Assoziationsverlaufs. Es wurde untersucht der Einfluss des Vergessens und der Wiederholungen auf die Faktoren der Gedächtnistätigkeit. Das Ergebnis der Untersuchung ist in neun Leitsätzen am Schlusse kurz zusammengefasst.

9. F. Roels teilt die Ergebnisse seiner experimentellen Untersuchungen über das Suchen nach dem Reaktionswort bei den Assoziationsversuchen mit (553—572). Die Untersuchungen beschäftigten sich mit den verschiedenen Modalitäten, Wirkungen und Ursachen des Suchens nach dem Reaktionswort. Auch hier sind, wie in der vorausgehenden Arbeit, die Ergebnisse der Untersuchungen in (acht) Leitsätzen niedergelegt.

Eine Chronik des Instituts (577—628) über das Studienjahr 1913/1914 beschliesst den Band. Derselbe legt erneutes Zeugnis ab von dem allseitigen und gegiegnen wissenschaftlichen Arbeiten am höheren Institut für Philosophie in Löwen.